

aus Deutschland



„A copa revelou o que todo mundo já sabia.“
(„Die Weltmeisterschaft hat ans Licht gebracht, was wir schon alle wussten.“)

Stipendien-Aufenthalt in Rio de Janeiro

vom 30. Oktober bis 16. Dezember 2013

Rio de Janeiro – eine Stadt schafft sich Platz

Von Solveig Flörke

Rio de Janeiro, vom 30. Oktober bis 16. Dezember 2013



Inhalt

1. Zur Person	195
2. Prolog	195
4. Favela do Metrô	197
5. Beltrame und die UPPs	198
6. Sicherheit	201
7. Gewalt	202
8. RioOnWatch	205
9. Francecleide Costa – Die Kämpferin	207
10. Die Defensoría Pública	209
11. Eomar Freitas – ein Widerständler	211
12. Minha casa, minha vida	212
13. Die Bewohner-Versammlung	214
14. Romário	216
15. Sven dos Santos – Der Immobilienmakler	217
16. Mangueira I und II	219
17. Comitê Popular	221
18. Vila Autódromo	222
19. Letzte Runde	223

20. Fazit	223
21. Danke	224

1. Zur Person

Solveig Flörke, gebürtig aus Balve im Sauerland, arbeitet als freie Autorin und Reporterin für den WDR. Sie hat an der Universität Passau und der Universität Concepción (Chile) Sprachen, Wirtschaft und Kulturraumstudien studiert und studienbegleitend bei der Passauer Neuen Presse volontiert. Seit 2008 ist sie als freie Journalistin u.a. für die FAZ, ARD, ZDF, die Welt, die Deutsche Welle und den brasilianischen Fernsehsender SporTV tätig.

2. Prolog

Ich drehe mich um und gehe die Straße zurück Richtung Metrostation. Die Sonne hat ganz Rio de Janeiro mal wieder in ein Inferno erbarmungsloser Mittagshitze verwandelt. Selbst der Asphalt scheint zu glühen. Wenn mir ein schwaches Lüftchen um die Nase weht – sei es auch nur verursacht durch ein vorbeirauschendes Auto – dann verteilt es auch den Geruch von Lack, abgefahrenen Gummireifen und Motorenöl. Ich schaue immer wieder kurz zu Boden, um mit meinen Flipflops nicht mitten in das schmierige Autowaschwasser zu treten, das entlang des Bürgersteigs rinnt. Dann wieder zu den provisorischen Werkstätten und den Mechanikern, die, mit nackten, schwitzenden Oberkörpern und einer Zigarette im Mund, an alten Autos, von Unfällen gezeichneten Taxen und Kleinbussen schrauben. Hier arbeitet fast jeder irgendwas mit Autos. Kfz-Werkstatt, Waschanlage, Tankstelle... Einer von ihnen ist Nildo. Seit kurzem ist er außerdem der Sprecher der Nachbarschaftsvereinigung. Vorher hat Francecleide diesen Job gemacht. Doch sie ist umgezogen. Von der Favela do Metrô in den Wohnkomplex Mangueira II. Wie die meisten hat auch Francecleide diesen Umzug gegen ihren Willen gemacht. Nildo wehrt sich immer noch dagegen.

Vielleicht ist er noch hier, wenn ich wiederkomme. In jedem Fall wird es dann nicht mehr so aussehen wie heute. Allein seit dem letzten Jahr hat sich viel verändert. Häuser sind einfach verschwunden. Große Schutthaufen erinnern noch an sie. Auch dort, wo bis vor kurzem die Einwohnerversammlung getagt hat, im Haus der „Associação dos Moradores da Comunidade do Metrô“, steht nur noch eine Ruine. Mittlerweile sieht es aus, wie nach einem Bombenangriff in einer vom Krieg zerstörten Stadt.

3. Favelas in Rio de Janeiro

Cariocas, die Einwohner von Rio de Janeiro, erzählen noch heute gern, dass ihre Stadt mal die „schönste der ganzen Welt“ gewesen sei. Deshalb hat sie auch den Beinamen „cidade maravilhosa“, die „wunderbare Stadt“. Man kann sich das gut vorstellen, denkt man etwa 100 Jahre zurück. Koloniale Bauten, kleine Häuser an der Copacabana, die Seilbahn zum Zuckerhut wurde gerade fertiggestellt. Auf der einen Seite lag das endlos weite Meer, auf der anderen Seite die hohen Berge und der grüne Regenwald. Den Stadtteil Barra da Tijuca gab es noch lange nicht und selbst der Weg zum Strand war so mühsam ohne all die Tunnel, dass ihn sich die Schickeria, die vornehmlich im alten Stadtzentrum lebte, lieber sparte. So konnten die Fischer vor romantischer Kulisse mit ihren Booten raus fahren und angeln. Wenn ich mir Rio de Janeiro Anfang des 20. Jahrhunderts vorstelle, kommen solche Bilder zustande. Nachvollziehbar, dass die Stadt bis heute den Ruf eines tropischen Urlaubsparadieses konservieren konnte.

Realistisch betrachtet zeichnet Rio de Janeiro allerdings ein anderes Bild. Natürlich sind Meer und Berge geblieben, aber die Einwohnerzahl hat sich seitdem mehr als verzehnfacht. Über zehn Millionen Menschen leben mittlerweile in der Metropolregion. Auf dieses rasante Wachstum hatte sich die Stadt zu keinem Zeitpunkt ihrer Geschichte vorbereitet. Es gab weder eine ausreichende Wohnraumplanung, noch langfristig angelegte Verkehrskonzepte für die ehemalige Hauptstadt Brasiliens. Menschen, die in den vergangenen Jahrzehnten vor allem aus dem trockenen Nordosten des Landes fortzogen, um in Rio de Janeiro eine Arbeitsstelle zu finden, mussten aber irgendwo hin. Nur wo?

Auch die vielen Afrikaner, die als Sklaven nach Rio de Janeiro gebracht worden waren, mussten mit dem Ende der Sklaverei, im Jahre 1888, auf einmal sehen, wo sie bleiben, denn zurück in die Heimat konnten sie nicht. In einer Stadt, die zu allen Seiten durch natürliche Gegebenheiten räumlich begrenzt ist, gab es für viele nur eine Lösung: Sie mussten die steilen Berghänge besiedeln, an den Stadtrand ziehen oder in die bis dato schmutzigen Ecken der Stadt ausweichen, wohin sowieso niemand wollte. An den Hafen zum Beispiel oder an die Schnellstraßen. Viele der insgesamt über 600 Armenviertel von Rio de Janeiro, sogenannte Favelas, sind auf diese Weise entstanden. Etwa 20% der Bevölkerung leben heute dort. Je weiter sich die Metropole ausdehnt, vor allem mit der Erschließung der Stadtteile Barra da Tijuca und Recreio dos Bandeirantes, desto öfter befinden sich die Favelas mittlerweile zwischen einigen der teuersten und wichtigsten Stadtviertel Rio de Janeiros.

Von Beginn ihrer Entstehung an bildeten sich in den Favelas Parallelgewalten zum Staat, der die Bewohner von Anfang an sich selbst überlassen hatte. Meist bestanden und bestehen diese Parallelgewalten sowohl aus abtrünnigen Polizisten und Militärs, der so genannten „milícia“, als auch aus Drogengangs, die im organisierten, internationalen Drogenhandel verankert sind. Ihre Bosse, die so genannten „donos“ haben Einfluss, Macht und Geld. Sie haben in „ihren“ Territorien eigene Gesetze implementiert, stammen meist selbst aus den Favelas, in denen sie leben. Grundsätzlich ist ihnen „ihre“ Favela mit den dort lebenden Menschen nicht egal. Sie kümmern sich um Probleme und sind jederzeit ansprechbar. Gleichzeitig können sie weitgehend ungestört eine Terrorherrschaft ausüben, die gekennzeichnet ist von brutaler Selbstjustiz, Exekutionen und Kindersoldaten.

4. Favela do Metrô

Die Entstehung der Favela do Metrô hat eine ganz eigene Geschichte. Sehr gut erinnert sich daran Luiz Carneiro de Oliveira. Er war über viele Jahre erster Vorsitzender der Ingenieur-Vereinigung von Rio de Janeiro, des Clube da Engenharia, und in den 70er und 80er Jahren verantwortlich für den Bau der ersten U-Bahn-Strecken von Rio. Wir treffen uns in der Bibliothek der Vereinigung im Stadtzentrum. Um dorthin zu gelangen, benutze ich die Metro-Linie, um die es geht. Sie verbindet heute Pavuna im Norden der Stadt mit dem Hauptbahnhof und der Südzone, zu der die Copacabana und Ipanema gehört. Dabei passiert die U-Bahn auch die Haltestelle „Maracanã“. Ihr direkt gegenüber liegt das weltberühmte und gleichnamige Fußballstadion.

„Wir brauchten Arbeiter, viele Arbeiter“, sagt Luiz Carneiro de Oliveira als ich ihn frage, inwieweit der Bau der U-Bahn-Linie mit der Entstehung der Favela zusammenhängt. „Ohne die Männer hätten wir das Projekt gar nicht stemmen können. Also kamen sie aus dem Nordosten Brasiliens, aber auch aus den Nachbarbundesstaaten Minas Gerais und Espírito Santo.“ Weil sie nicht jeden Tag nach der Arbeit wieder zurück nach Hause reisen konnten, habe man sich dazu entschlossen, den Arbeitern provisorische Betonbaracken zu bauen, in denen sie während der Konstruktionsphase der Metro leben konnten. „Als wir mit den Bauarbeiten fertig waren, wollten wir die temporären Baracken wieder abreißen, aber nach uns kamen ja noch weitere Firmen, die zum Beispiel die Elektrik aufbauen und Kommunikationsleitungen schaffen mussten. Diese Firmen haben uns damals gefragt, ob sie die Baracken für die kurzfristige Beherbergung ihrer Arbeiter übernehmen könnten, weil sie sonst wieder welche hätten aufbauen müssen.“

Wir fanden das eine gute Lösung zur Weiterverwendung und haben die Baracken deshalb nicht abgerissen.“

Als auch die Elektro- und Kommunikationsfirmen ihre Arbeit beendet hatten, haben die Arbeiter ihnen die Entsorgung der Baracken abgenommen. Viele von ihnen hatten sich im Laufe der Bauarbeiten nämlich dazu entschlossen, auch nach Beendigung des Projekts in Rio zu bleiben. Dort, wo sie bessere Perspektiven vermuteten als in ihrer alten Heimat. Sie richteten sich in den hinterlassenen Betonbaracken ein und gründeten so die ersten Haushalte der Favela do Metrô, benannt nach dem Ursprungsgrund ihrer Entstehung.

„Heute ärgere ich mich, dass wir die Baracken haben stehen lassen“, sagt Luiz Carneiro de Oliveira und seufzt. „Sonst wäre die Favela vielleicht nie entstanden.“

Der gebürtige Carioca weiß um die aktuelle Situation der Favela do Metrô. Sie liegt zur Hälfte in Schutt und Asche. Die Gebäude, die noch stehen, sind in einem erbärmlichen Zustand. Müll wird nicht mehr abgeholt, nicht überall funktioniert der Strom. Die Bewohner wurden umgesiedelt, sind weggezogen oder halten die Stellung. Sie wollen ihre Favela nicht hergeben. Die Stadt möchte die Favela jedoch haben. Nicht als Favela, natürlich, sondern für eigene Projekte.

Schon vor Jahren kam der Vorschlag einiger Politiker, dass die Favela, die in unmittelbarer Nähe zum Maracanã liegt, einen hervorragenden Parkplatz für das Stadion abgeben würde. „Außerdem stört sie zur Weltmeisterschaft vielleicht auch das Stadtbild“, vermutet Carneiro de Oliveira die Motivation der Stadtverwaltung von Rio de Janeiro, die Favela abreißen zu lassen – 30 Jahre nach ihrer Entstehung.

5. Beltrame und die UPPs

Die Favelas anders nutzen. Sie umgestalten und wieder unter Staatsgewalt zu bringen, diese Bestrebungen hängen auch mit einer Entwicklung zusammen, die 2007 begann. In diesem Jahr nämlich übernahm José Mariano Beltrame das Amt des Sicherheitssekretärs in Rio de Janeiro. Seine Mission war laut der nationalen und internationalen Medien eindeutig: Die schockierende Bilanz von etwa 50 Mordverbrechen in Rio pro Tag musste dringend verringert werden. Der Mann aus dem Süden Brasiliens entschied sich bei den Vorbereitungen für die Fußball-Weltmeisterschaft und die Olympischen Spiele für das Prinzip der „harten Hand“ und „null Toleranz“ gegen Drogenbosse und andere Kriminelle. Bis zur WM will er 40 Favelas für den Staat zurückerobern, bis 2016 sollen es sogar 100 sein. Auffällig ist jedoch, dass

es sich bei den Top 100 nicht etwa um die gefährlichsten oder größten Favelas handelt, sondern um Drogenumschlagsplätze entlang der teuren und schicken Viertel in Rios Süden, wie beispielsweise Rocinha, Vidigal oder Pavão Pavãozinho. Außerdem um Dependancen krimineller Fraktionen in unmittelbarer Nähe der geplanten Sportstätten. Hier wäre die Vila Autódromo zu nennen oder die Favela Morro da Providencia.

Gelingen soll dieser Plan mit Hilfe einer Spezialeinheit der Polizei, die seit dem Jahr 2008/2009 die Armenviertel Rio de Janeiros aus den Händen der Drogengangs befreit – die Milizen werden dabei weitgehend unberücksichtigt gelassen, was vielleicht mit den Verstrickungen zwischen ehemaligen und aktiven Polizeikräften zusammenhängen könnte.

Grundsätzlich wird das Vorgehen der sogenannten UPP, der Unidade da Polícia Pacificadora, gemeinhin hochgelobt. „Sie ist ein Schritt in die richtige Richtung“, äußerte sich zum Beispiel einmal Professor Robert Mugah vom Institut für Entwicklungsstudien in Genf zur UPP. Tatsächlich verspricht sie Verbesserungen in den über Jahrzehnte vernachlässigten Gebieten der Stadt, wie beispielsweise Aufzüge, Kindertagesstätten oder Kinos. Mancherorts sind diese Veränderungen schon zu sehen. Beispielsweise in Rocinha, der größten Favela Rio de Janeiros, mit über 200.000 Einwohnern. Hier ist in den vergangenen Jahren ein Sportzentrum entstanden, eine Fußgängerbrücke zur Überquerung einer Straße wurde gebaut und Häuserfassaden gestrichen.

Anders als früher kann man heute auch als Fremder oder Tourist gefahrlos und ohne Vorbehalte eine pazifizierte Favela wie Rocinha besuchen, dort herumspazieren oder sogar wohnen.

So verändert sich das Gesicht der Favelas und auf den ersten Blick scheint es eine positive und ernst gemeinte Absicht zu geben, den Menschen in den Favelas zu helfen.

In einer pazifizierten Favela kommt im Durchschnitt ein UPP-Polizist auf 40 Bewohner. Der Durchschnitt für das gesamte Stadtgebiet von Rio de Janeiro liegt bei nur 1 zu 400. Bis 2016 soll die Zahl der Polizisten allein in der UPP 62.000 betragen, gleichzeitig soll die Präsenz der Spezialeinheit langsam verringert werden. Das erste „befriedete“ Armenviertel war Ende 2008 Santa Marta. Es gehört zum Stadtteil Botafogo und ist vor allem bekannt als Drehort von Michael Jacksons Musikvideo „They don't care about us“. Die mit 8.000 Einwohnern vergleichsweise kleine Favela ist zum Aushängeschild für diesen Befreiungsplan geworden. Gerne verweisen Rios Politiker auf das Vorzeigemodell. 120 Polizisten sind nötig, um der Gemeinschaft Sicherheit zu garantieren.

José Beltrame nimmt man das große Ziel auf jeden Fall ab. Auch wir sind für ein Gespräch verabredet. Sein Büro befindet sich in einem Gebäude mit vielen Klimaanlage, direkt neben dem Hauptbahnhof. Die Lamellen-Vorhänge sind geschlossen, verhindern die Sicht auf das hektische Treiben auf den Straßen und die Sonneneinstrahlung während der Mittagszeit. Der Brasilianer wirkt sehr aufgeräumt und ist freundlich als wir uns begrüßen und unterhalten.

Auch für ihn und das Vorgehen seiner Polizeikräfte sei die besondere Geographie Rios entscheidend: „Es ist ganz wichtig, dass diejenigen, die nach Rio de Janeiro kommen, verstehen was hier los ist. Das ist nicht einfach. Wer aus superentwickelten Ländern kommt, der hat eine ganz andere Wahrnehmung von Realität hier in Rio. Kriminalität, Drogen und Armut gibt es in allen großen Metropolen dieser Welt, allerdings mit einem Unterschied: Dort liegen diese Gegenden außerhalb der Stadt, in Rio sind die Favelas mittendrin“, sagt er. „Unsere UPP ist genau dafür ausgebildet, Kontakt mit den Bewohnern aufzubauen und zwar ohne Waffen. Durch ihre Anwesenheit kehren die Drogenbosse nicht zurück, denn die UPP bleibt auf unbestimmte Zeit vor Ort. Der Staat kann dann nachkommen und sich um die Installation einer Grundversorgung mit Wasser und Strom sowie um Angebote zur Bildung und Krankenversorgung kümmern.“

Klingt gut, doch man könnte dem Vorgehen einen gravierenden Schönheitsfehler unterstellen, wenn man nämlich bedenkt, dass die Miet- und Immobilienpreise in Rio de Janeiro in nur zwei Jahren teils um bis zu 100% angestiegen sind. Die eigentlichen Bewohner der Favelas werden von den Verbesserungen, auf die sie so lange haben warten müssen, womöglich nicht lange profitieren können. Aufgrund des Wachstums der Mittelschicht, der Präsenz vieler ausländischer Firmen, den anstehenden Mega-Events in der Stadt und dem touristischen Potential besteht großer Bedarf an Wohn- und Geschäftsraum. Rio ist attraktiv wie nie und es gibt genug Interessenten, die bereit sind viel Geld für ein paar Quadratmeter in dieser Stadt zu bezahlen. Ausländer, reichere Brasilianer und Investoren kommen bevorzugt in die befriedeten Favelas, kaufen den Menschen dort vergleichsweise günstig ihre Häuser ab und erhöhen gleichzeitig die Lebenshaltungskosten, so dass sich kaum noch jemand aus der „Mittel- oder Unterschicht“ das Leben dort leisten kann. Ein weiterer Aspekt ist der Abriss vieler Favelas. Sie werden buchstäblich „plattgemacht“ und die Bewohner gegen ihren Willen an den Stadtrand umgesiedelt. Die Fläche ist knapp und Rio de Janeiro braucht Platz.

In den Favelas oder anderen bisher vernachlässigten Gebieten der Stadt, werden ganze Gesellschaftsschichten ausgetauscht. Wo bis vor zehn Jahren noch die „classe humilde“, beziehungsweise die „classe baixa“, einkom-

menschswache und arme Brasilianer gewohnt haben, leben heute immer öfter Familien der Mittel- und Oberschicht sowie Ausländer. Es kommt mir zunehmend wie ein typischer Fall von Gentrifizierung vor. Doch unterliegt die einer natürlichen Entwicklung oder ist sie künstlicher herbeigeführt?

6. Sicherheit

Natürlich geht es bei José Beltrames Plan der Befriedung auch um öffentliche Sicherheit, denn um die scheint es in ganz Brasilien nicht besonders gut bestellt zu sein. Wenn man durch die Straßen geht, findet man kaum ein Gebäude, das nicht von hohen Mauern umgeben ist. Oft sind die Mauerabschlüsse mit Stacheldraht, Stromkabeln oder Glassplittern versehen. Kein Geschäft kommt ohne Sicherheitsleute aus, kein Hauseingang ohne Portier und Einlasskontrolle. Wenn ich mit Brasilianern im Auto gefahren bin, haben sie, vor allem wenn es schon dunkel war, rote Ampelphasen ignoriert. „Aus Sicherheitsgründen“, wie sie mir sagten. Denn die Chance, dass man im stehenden Auto auf der Straße überfallen werde, sei durchaus gegeben. Freundinnen mit Baby oder Kleinkind auf der Rückbank, hatten auch Angst bei Rot anzuhalten. Sie fürchteten, dass jemand ihre Kinder entführen könnte. Besonders stark war das alarmierende Echo im vergangenen Jahr, als zwei Touristinnen in einem Kleinbus mehrmals von brasilianischen Mitfahrern vergewaltigt worden waren.

Solche Meldungen möchte ein WM-Gastgeber natürlich vermeiden. Um die Außenwirkung der Stadt machen sich die Verantwortlichen vor allem Gedanken seit klar ist, dass Rio de Janeiro in diesem Jahr Austragungsort der Fifa Fußballweltmeisterschaft und der Olympischen Sommerspiele 2016 sein wird. Gerade jetzt schaut die ganze Welt neugierig, aber auch kritisch nach Brasilien und nimmt jede Unregelmäßigkeit wahr. Das gilt vor allem für den Bereich der Sicherheit, da das südamerikanische Land international als gefährliches Pflaster gilt. Touristen machen sich Gedanken, ob sie während der WM gefahrlos nach Rio de Janeiro reisen können und jüngst musste der Staat auch eine demonstrationsfreudige, brasilianische Bevölkerung berücksichtigen, die schon während des Turniers der Konföderationen (Confed Cups) erfolgreich auf Missstände aufmerksam machen konnte.

Die Deutsche Verena Brähler, derzeit Doktorandin am University College London, forscht im Rahmen ihrer Promotionsarbeit in Rio de Janeiro zum Thema Sicherheit. Sie kann bestätigen, dass es in den Favelas oft eine gegenseitige Abhängigkeit zwischen den Drogenhändlern und den Bewohnern gibt. „Auf der einen Seite halten die Drogenhändler die soziale Ordnung aufrecht und beschützen die Bewohner vor Kriminalität und Gewalt.

Manche Drogenhändler lassen auch Geschenke verteilen, zum Beispiel am Kindertag oder an Weihnachten“, sagt sie. Auf der anderen Seite erwarten die Drogenhändler, dass sich die Bewohner an das Schweigegebot („*lei do silêncio*“) halten und den Drogenhandel und die damit zusammenhängende Gewalt nicht öffentlich diskutieren oder kritisieren. Wer im Verdacht steht mit der Polizei zusammen zu arbeiten, also ein Verräter („X9“1) zu sein, wird umgebracht. „Die Befriedung der Favelas durch die UPPs hat bewirkt, dass die Anzahl der Gewaltverbrechen stark gesunken ist. Allerdings wird vermutet, dass durch die Befriedung der Favelas viele Kriminelle in andere Favelas in die Nord- und Westzone Rio de Janeiros geflohen sind und sich dort die Sicherheitslage verschlechtert hat. Im Fachjargon nennen wir das ‚migration of criminals‘ oder ‚migration of crime‘.“ Die Schwächung der Drogenhändler in den befriedeten Gebieten habe außerdem dazu geführt, dass das soziale Miteinander nicht mehr so klar geregelt sei wie vorher. „Die Anzahl der Diebstähle, Überfälle und Vergewaltigungen ist dadurch gestiegen“, ist sich die Wissenschaftlerin sicher.

Eine Migration also. Ich gehe nachdenklich aus unserem Gespräch und denke noch lange nach dem Treffen über den Begriff „migration of crime“ nach. Das würde die These einer stattfindenden Gentrifizierung in einigen Stadtteilen von Rio de Janeiro stützen. Außerdem könnte die von Verena Brähler angesprochene Entwicklung auch eine Erklärung für eine Beziehung zwischen immobilienwirtschaftlichem Interesse und der Befriedung gewisser Stadtgebiete durch die Polizei sein.

Andererseits hat sich offensichtlich die Sicherheitslage an diesen Orten verschlechtert. Kein besonders gutes Argument, um irgendwo zu investieren. Die Reaktionen und Verhaltensweisen der Menschen, denen ich in Brasilien begegnet bin, haben mir gezeigt, dass die Angst ein Faktor ist, der das Leben hier stark beeinflusst. Dass ganze Gruppen nur über das Mittel der Angst beherrscht und gelenkt werden. Wer immer in Angst gelebt hat, mit ihr groß geworden ist und in der ständigen Gegenwart von Angst erzogen wurde, der wird sich kaum gegen Unterdrücker oder Obrigkeiten auflehnen.

7. Gewalt

Während meines Aufenthalts machte auch ich auf dem sogenannten „asfalto“, auf den Straßen der Stadt, eine einschneidende Erfahrung. Mit der Angst, der Gewalt und mit der Sicherheit in Rio. Vorher hatte ich noch scherzhaft zu meiner brasilianischen Vermieterin gesagt, dass ich „eigentlich demnächst mal dran sein müsste.“ Denn schließlich bin ich in Brasilien noch nie beklaut, bestohlen, bedroht oder bedrängt worden. Lange kommt

man mit so viel Glück ja anscheinend nicht aus, das ist jedenfalls mein Eindruck, wenn ich mich mit anderen Brasilianern und Ausländern unterhalte. Jeder kann wenigstens eine Geschichte zum Besten geben, in der er ausgeraubt oder bedroht wurde.

Kaum hatte ich es ausgesprochen, war es dann auch bei mir soweit. Ich wollte von Recreio dos Bandeirantes Richtung Stadtzentrum. Im Bus auf dem Weg zum Interview riss mir an der nächsten Haltestelle ein Mann mein Handy aus der Hand. „Verdammt, jetzt komme ich zu spät zum Termin“, schoss es mir als erstes durch den Kopf, als ich dem Räuber, entgegen aller Reiseführer-Ratschläge, hinterhersprang. Der Bus rauschte davon. Es stand für mich außer Frage, dass ich mein Telefon mit der brasilianischen Pre-Paid-Karte und all den für mich wichtigen Kontakten unbedingt wiederbekommen musste. Während ich dem Dieb so schnell ich konnte hinterherhetzte, sah ich von ihm – wenn auch nur von hinten – erstmals mehr als nur seine flinken Finger. Der Typ war groß und schlank, bekleidet mit T-Shirt, Bermuda-Shorts und Flipflops, was der absolut gängige Look der Cariocas ist.

Eigentlich musste mir bei der Verfolgungsjagd über die sechsspurige Avenida das Américas längst die Puste ausgegangen sein, aber ich brüllte immer wieder so laut ich konnte „Überfall!“ und „Haltet den Dieb!“. Zwar hielt den Mann niemand auf, aber auch die Autofahrer und Passanten brüllten mit und machten auf den Diebstahl aufmerksam. Der Räuber wurde nach ein paar hundert Metern langsamer und ich bekam ihn am T-Shirt zu fassen. „Wo ist mein Handy?“, schrie ich ihn an. Er habe keins genommen, sagte er und versuchte sich loszureißen. Irgendwie konnte ich das verhindern und schrie ihn wieder an: „Mein Handy her!“. Er hielt mir sein altes Telefon unter die Nase. „Ich will mein Handy zurückhaben“, zischte ich und rüttelte an ihm, wodurch mein Telefon aus seiner Tasche fiel. Ich griff danach, als plötzlich eine Männerstimme rief: „Auf den Boden legen oder ich schieße!“ Ich drehte mich um, der Mann kam auf uns zugerannt und hatte eine Pistole auf den Dieb gerichtet. „Ich bin Polizist, hinlegen oder ich knall dich ab, du Stück Scheiße.“ Neben mir warf sich der Dieb auf die Erde. Der Polizist, in Zivil gekleidet, beugte sich über ihn, setzte ihm den Lauf seiner Pistole an den Hinterkopf und verschränkte ihm die Arme auf dem Rücken.

Nachdem das Abenteuer für mich mit der Rettung meines Telefons eigentlich schon beendet war, ging der Streifen jetzt erst richtig los. Der Polizist hatte seinen freien Tag und war gerade dabei sein Auto vollzutanken, als er meine Überfall-Rufe mitbekommen hatte. Jetzt informierte er seine Kollegen und bat sie mit einem Streifenwagen vorbeizukommen. Es dauerte nicht lang, da rollten zwei Militär-Polizisten mit ihrem Geländewagen an.

Kaum waren sie ausgestiegen, trat der erste den Dieb erstmal mit seinem

Stiefel vor den Kopf. „Was gibt es hier für dich zu glotzen, guck runter, du Arschloch“, schnauzte er den am Boden Liegenden an. Von wegen „Guten Tag, was ist hier los?“ oder „Bitte einsteigen, wir fahren ins Präsidium“, wie man es aus dem Tatort kennt. Die drei PMs untersuchten den Mann zunächst auf Waffen. Er hatte keine... Dafür floss ihm der Angstschweiß die Stirn herunter. „Muss das alles sein?“, fragte ich. „Schließlich hab ich mein Handy ja wieder.“ Die Polizisten sagten nichts, aber Schaulustige ließen ihre Autoscheiben runter und riefen: „Knallt ihn ab, den Banditen!“

„Wie alt“, fragte der Polizist mit den dicken Goldringen am Finger den Mann am Boden. „26“, antwortete der leise. Die PMs griffen ihn und schubsten ihn mit Wucht in den Kofferraum (!) ihres Wagens. Dabei knallte der Kopf des Festgenommenen gegen den Autorahmen. Ich wusste nicht, woberüber ich mehr schockiert sein sollte, über die Gewalt, mit der die Polizisten gegen den Dieb vorgingen, oder über die Aggressionen vorbeifahrender Autofahrer und Passanten. Dass sie nicht auch noch auf den Mann einschlugen war alles. Viele hätten es offensichtlich am liebsten gesehen, wenn ein Polizist den Dieb noch auf der Stelle erschossen hätte. Direkt ausgeführte Selbstjustiz, so wie es einige Brasilianer einfach kennen.

Auf der brüchigen Wache angekommen, nahmen ein paar Schreibkräfte in Schulheften unsere Daten auf... Der Dieb war sofort in einer Zelle verschwunden. „Sie müssten dann bezeugen, dass der Mann ihr Handy gestohlen hat“, sagte man mir. „Aber vor 15:00 Uhr wird das nichts.“ Es war gerade mal 10 Uhr! Ich dachte an meinen Termin, entschied mich gegen diese Aufstellung, die am Ende doch zu nichts geführt hätte, da war ich mir sicher. Lieber wollte ich kurz mit dem Mann reden. Um kein anonymes Opfer zu bleiben, ihm in die Augen zu schauen. Sein gläserner Blick verriet, dass er noch wie benommen war, vermutlich von Drogen. So realisierte er ohnehin nicht viel.

Ich wollte mich gerade auf den Weg zurück zur Bushaltestelle machen, als der Polizist in Zivil noch meinte: „Die Kollegen besorgen jetzt den Rest, der wird noch ein paar mal verprügelt, dann kommt er auch nicht wieder auf so eine Idee. Andere hätten an meiner Stelle das Fernsehen angerufen, dann hätten die einen Bericht gemacht, dass eine ausländische Touristin überfallen wurde, aber die Polizei den Diebstahl verhindern konnte. Da wäre ich sicher befördert worden.“ Wie steht es um die brasilianische Justiz, fragte ich mich. Wie soll ein Rechtsstaat funktionieren, wenn es zwar Gesetze gibt, es aber an der Rechtsprechung mangelt? Die Polizisten jedenfalls kamen mir an diesem Tag nicht wie „Freund und Helfer“ vor, sondern wie selbst ernannte Richter. Ich konnte nachvollziehen, warum viele Brasilianer ihrer Polizei nicht vertrauen und auch ich hatte nicht das Gefühl, dass im Sinne geltender Gesetze vorgegangen wurde. Diese Erfahrungen und Eindrücke

ließen mich auch besser verstehen, warum sich die Freude der Bewohner befriedeter Favelas in Grenzen hält, wenn die Polizei ihre Quartiere dort aufschlägt. Warum sie die vermeintliche Befreiung aus der Hand der Drogengangs nicht feiern und warum sie nicht begrüßen, wenn man ihnen statt ihrer Ziegelhäuser neue Wohnungen außerhalb ihrer Favela anbietet.

8. RioOnWatch

Über einen befreundeten Fotografen lernte ich Theresa Williamson kennen. Die Britin mit brasilianischen Wurzeln hat 2001 die non-profitable Organisation CatComm gegründet. Die NGO fungiert als Interessenvertretung von Bewohnern informeller Siedlungen. Das Kommunikationsnetzwerk unterstützt nationale und vor allem internationale Journalisten bei ihrer täglichen Arbeit rund um die Berichterstattung aus Rio de Janeiro. Im Fokus stehen dabei die Themen Stadtplanung, die Entwicklung der Favelas und soziale Interessen. Außerdem betreut die Organisation die News-Webseite RioOnWatch. Hier lese ich von Zwangsräumungen einiger illegaler Siedlungen innerhalb der Stadt.

Zunächst telefoniere ich mit Theresa und schildere ihr mein Anliegen. Ich möchte mit jemandem sprechen, der von den Entwicklungen der Stadtpolitik, der Immobilienwirtschaft und der Gentrifizierung direkt betroffen ist. Wir verabreden uns am Fuß der Favela Morro da Providencia und nehmen gemeinsam ein Taxi hinauf. Theresa erzählt mir, was in der ältesten Favela Rio de Janeiros passiert, seit bekannt wurde, dass der Hafen modernisiert und revitalisiert werden soll. „Die Mieten und Immobilienpreise haben sich innerhalb kürzester Zeit vervielfacht.“ Zunächst haben sich zumindest die Hausbesitzer noch über diese Wertsteigerung ihrer Immobilien gefreut, doch mittlerweile können nur noch die wenigsten von ihnen widerstehen und ihr Haus behalten.

Die Revitalisierung der Hafengegend hat Investoren und neues Publikum für diese zentral gelegene Region der Stadt angelockt.

Es ist unglaublich heiß an diesem Tag. Der Kirchplatz erinnert in der Mittagssonne eher an den Vorhof zur Hölle. Theresa führt mich zum örtlichen Kirchenpfleger und stellt mir einen Barbesitzer vor. Ihre Familien leben auf dem Morro da Providencia – noch. „Sie sind von der Stadt gekommen und haben fast alle Häuser hier mit schwarzen Nummern besprüht“, sagt der Barbesitzer. „Niemand hat uns vorher informiert, gefragt oder etwas erklärt.“ Was die Nummern bedeuten, darüber weiß auch niemand so richtig

bescheid. „Das sind die Häuser die sie haben wollen“, mutmaßt der Mann. Viele Familien und Nachbarn seien schon weggezogen, sie haben ihre Häuser sofort verkauft, weil ihnen die angebotenen Preise so hoch vorgekommen seien. Mittlerweile bekomme man für das gleiche Geld in Rio jedoch nichts Vergleichbares mehr. Nun mieten sie am äußersten Ende der Stadt eine Wohnung oder ziehen in die entfernten Nachbarstädte.

Von der Bergspitze des Morro da Providencia schauen wir hinunter auf die Stadt. Hier erkennt man deutlich, wie begrenzt der Platz ist und dass die Siedlungen an den Hängen hinaufzuwuchern scheinen, weil anderswo alles voll ist. Unten werden die Häuser immer höher, um den maximalen Wohn- bzw. Büroraum gewinnen zu können. Außerdem fallen die mit Autos und Bussen völlig verstopften Straßen auf. Das Schienennetz ist erstaunlich winzig, die Staus dafür endlos lang. „Stop and Go“ ist an der Tagesordnung und ich verstehe einmal mehr, dass diejenigen klar im Vorteil sind, die keine Zeit damit verlieren, von A nach B zu gelangen. Das Ziel dürfte sein, zentral zu wohnen, denn zentral arbeiten müssen fast alle. Wer außerhalb des Zentrums lebt, verliert tagtäglich Stunden auf dem Weg zur Arbeit, auf dem Weg zur Schule oder zum Arzt. Die Lage einer Immobilie erscheint mir vor diesem Hintergrund deutlich wichtiger als ihr Zustand. Den Bewohnern der Favelas werde da aber etwas anderes suggeriert, sagt mir Theresa. Sie berichtet von Fällen, in denen die Menschen ihre Häuser gegen eine Entschädigung verlassen sollten, die von der Stadtverwaltung nicht etwa am eigentlichen Wert der Immobilie, sondern nach der Anzahl der verbauten Ziegelsteine bemessen wurde.

Ich frage Theresa nach Beispielen. Wo ist so etwas passiert? Was überhaupt bietet die Stadt den Menschen an, die sie von einem Ort an einen anderen umsiedeln möchte. Schnell kann Theresa mir helfen und stellt den Kontakt zu Francecleide her. Sie lebt in der Favela do Metrô.

Im November 2010 berichtete RioOnWatch erstmals über ein brutales Vorgehen bei der Zwangsräumung dieser Siedlung nahe dem Stadtzentrum. Es waren die Anfänge des Vorhabens, diese Favela aufzulösen, damit an gleicher Stelle ein Parkplatz für das Maracanã-Stadion entstehen könne – gegen den Willen der Bewohner.

9. Francecleide Costa – Die Kämpferin

Zwei Jahre lang hat sie Widerstand geleistet. Als herauskam, dass der ehemalige Präsident der Bewohnervereinigung („Associação dos Moradores“) offensichtlich korrupt gewesen sei und mit der Stadtverwaltung von Rio kooperiert haben sollte, wurde er abgewählt und die Favela do Metrô stand ohne Repräsentanten da. „Ich wollte das Amt auch nicht machen“, sagt Francecleide Costa. „Aber es gab keinen anderen.“ Also machte sie es. Die verheiratete Mutter von zwei erwachsenen Kindern, die Hausfrau.

Wir stehen vor ihrem Haus. Es ist unser erstes Treffen. Um mich herum sieht es aus wie auf einem Schlachtfeld. Neben bewohnten Häusern liegen immer wieder Grundstücke voll Schutt und Müll. Hier wurden Häuser abgerissen. Die Straße war noch nie geteert und das Wasser in den Pfützen der Schlaglöcher ist überzogen mit einem Film aus Öl oder Benzin. Es stinkt nach Jauche und überall liegt Müll herum. Kein Wunder, dass die Brasilianer diesen Ort seit einiger Zeit „Klein Libanon“ nennen, es sieht wirklich aus wie im Krieg. Francecleide und die anderen Bewohner sind die Widerständler. Als Angreifer sehen sie die Stadt Rio, geführt vom Bürgermeister Eduardo Paes. 2010 ging es los. Damals kamen unangekündigt und urplötzlich ein paar Männer von der Stadt vorbei und sprühten auch hier Nummern und Zeichen an die Häuser. Auch auf der grauen Kachel neben Francecleides Haustür sind die schwarzen Zahlen und Vermerke noch immer deutlich zu lesen. Häuser die markiert sind, kommen weg. „Natürlich gibt es Leute, die sagen, wer ein Haus dort baut, wo eigentlich gar kein Bauland ist, also beispielsweise in einer Favela, der darf sich doch nachher nicht wundern, wenn er vertrieben wird“, sagt Francecleide. „Aber die meisten von uns haben nicht illegal Land besetzt, sondern den Grund und Boden gekauft. Von unserem eigenen, hart verdienten Geld.“ 15.000 Reais waren es für ihr Grundstück, mitten in der Favela do Metrô, unweit der Bahnschienen, auf denen nun ihr Haus steht. „Mein Mann und ich, wir haben so viel geschuftet und so sehr gespart für dieses Haus. Jeden Ziegelstein haben wir mit unseren eigenen Händen rangeschleppt.“ Ihre Stimme zittert ein wenig, wenn sie so erzählt. Die Wut und die Enttäuschung wirken sehr authentisch.

Die kleine Frau mit Brille stammt eigentlich aus dem Nordosten Brasiliens. Als junges Mädchen kam sie – in der Hoffnung auf bessere Lebens- und Arbeitschancen – nach Rio de Janeiro. Sie begann in einer Firma zu arbeiten und lernte ihren Mann kennen. In einer Mietwohnung lebten sie, unweit des Stadtviertels São Cristóvão. Ihr großer Traum war es, irgendwann eine eigene Wohnung zu besitzen. Vor zwölf Jahren wurde er wahr, genau an der Stelle, wo wir gerade gemeinsam stehen.

Franceleide wischt sich mit einem alten Tuch den Schweiß von Stirn und Nacken. Sie bittet mich mitzukommen ins Haus der Bewohnervereinigung. „Hier haben wir uns zusammengesetzt und beratschlagt. Dass die Männer Fotos von unseren Häusern und der Straße gemacht haben, kam uns komisch vor und wir ahnten, dass es unserer Siedlung an den Kragen gehen sollte“, sagt sie. „Was wir aber dagegen tun könnten, das wussten wir nicht.“ Die Stadt macht den betroffenen Hausbesitzern und Bewohnern in Rio de Janeiro offenbar drei Angebote, von denen sie sich für eines entscheiden müssen: Es gibt eine finanzielle Entschädigung (*indenização*) für das Haus oder die Wohnung. Die bemisst sich zum Beispiel am Wert der verbauten Ziegelsteine und hat eine Obergrenze von 35.000 Reais. Für maximal zwei Jahre wird die Miete für eine andere Wohnung übernommen. Diese Miethilfe (*auxílio de moradia*) ist jedoch ebenfalls mit einer Obergrenze versehen.

Die Entschädigung findet im Rahmen des Programmes „*minha casa, minha vida*“ (Mein Haus, mein Leben) statt. Dieses Programm gewährt günstigere Kredite zur Finanzierung bzw. zum Bau eines Hauses oder einer Wohnung. Im Falle der Favela do Metrô haben die Behörden einen Gebäudekomplex im Stadtteil Cósmos in Aussicht gestellt. Cósmos ist etwa 50 Kilometer in westlicher Richtung vom Standort der Favela do Metrô entfernt. Die Infrastruktur ist deutlich schlechter dort, das Land und die Immobilien wesentlich weniger wert. Eine fußläufig erreichbare Schule für die Kinder gibt es in Cósmos nicht, rund um die Favela do Metrô aber schon. Außerdem dürfen die Bewohner die neue Wohnung während der nächsten zehn Jahre nicht weiterverkaufen, sondern lediglich selbst darin wohnen.

Wegziehen aus der näheren Umgebung, vom Norden in den Westen der Stadt, das kommt für Franceleide und die meisten anderen Bewohner zu diesem Zeitpunkt nicht in Frage. Auch das Geld, mit dem sie hätten entschädigt werden können, wollen die insgesamt mehr als 700 betroffenen Familien nicht akzeptieren. Von der Summe hätten sie vermutlich nichts Gleichwertiges finden können. „Außerdem arbeiten die allermeisten im gleichen Gebäude oder direkt nebenan in einer der Autowerkstätten. Wir hätten nicht nur die Wohnung, sondern auch die Arbeit verloren“, sagt Franceleide. Also wurde beschlossen, sich gegen die Pläne der Stadt zu stellen. Die wollte die Häuser der Favela – zugunsten eines Parkplatzes für das Maracanã-Stadion, wie die brasilianischen Medien parallel kolportierten – abreißen. Franceleide wurde zur Anführerin der Widerstandsbewegung. „Natürlich hatte ich Angst, aber mir war klar, dass wir kämpfen mussten.“ Das sahen alle Betroffenen jedoch nur solange so, wie seitens der Stadtverwaltung kein Druck ausgeübt wurde. „Weil wir uns weigerten unsere Häuser freiwillig zu räumen, begannen die Mitarbeiter der Stadt uns zu drohen: Wer nicht schnell

einwillige nach Cósmos zu ziehen, der werde überhaupt keine Bleibe mehr abbekommen und auf der Straße landen. Geräumt werde unsere Favela so oder so“, erinnert sich Francecleide.

Mit dieser Ankündigung knickten die ersten Widerständler ein. Vor allem ältere Frauen, Alleinstehende und Familien wollten kein Risiko eingehen. Sie ließen sich auf die Umsiedelung nach Cósmos ein. Man habe seitdem nichts mehr von ihnen gehört. Francecleide glaubt, dass sie nicht zugeben würden, auch wenn sie ihre Entscheidung bereuten. „Aber unser Widerstand war dadurch geschwächt und die Gruppe nicht mehr einig.“ Trotzdem verfasste Francecleide Briefe. Sie schrieb bis nach Brasília. Sie fuhr sogar hin und warb in der Hauptstadt für Aufmerksamkeit in dieser Sache. Einige hielten sie für verrückt, andere fanden gut, was sie machte, aber zumindest bekam die Causa Metrô erstmals Zuhörer von außen.

10. Die Defensoría Pública

Eine Frau, von der Francecleide öfter als Doutora Lúcia gesprochen hatte, war von der Pastoral das Favelas, also kirchlich angestellt. Sie hatte den Bewohnern der Favela empfohlen, sich an die Defensoría Pública, eine Art Rechtsbeistand für Geringverdiener, zu wenden. Gemäß Artikel 134 hat jeder Brasilianer, der sich selbst keinen Anwalt leisten kann, Anrecht auf einen defensor público. In Rio de Janeiro gibt es davon etwa 800. Sie sind unterteilt in nationale und staatliche Büros.

In einer staatlichen Einrichtung möchte ich beim Koordinator für Ländereien und Wohnen, Defensor Francisco Horta Filho, wissen, was in der Defensoría Pública konkret für die Bewohner der Favela do Metrô unternommen wurde. Was getan wurde, um ihnen zu helfen und sie über ihre wirklichen Rechte aufzuklären. Ein Termin lässt sich machen, allerdings treffe ich bei der Defensoría Pública nicht mehr die einst als Anwältin für die Favela do Metrô zuständige Adriana Britto, sondern ihren Kollegen Francisco Horta Filho. Er unterrichtet mich, dass Adriana zum Zeitpunkt meines Aufenthalts schon nicht mehr im Amt sei. Stattdessen kam heraus, dass aktuell niemand mehr für die Problematik in der Favela do Metrô im Einsatz ist. Offensichtlich, weil die Bewohner keinen Kontakt mehr zur Defensoría Pública suchten.

Mich erstaunt das wenig, nachdem Francecleide mir erzählte, dass sie enttäuscht waren, weil es keine Resultate gab. Francisco Horta Filho hält dagegen, dass es immer sehr lange dauere mit Ergebnissen, vor allem, weil die Stadtverwaltung und die Regierung im Allgemeinen nicht mit ihnen, sondern gegen sie arbeiten.

Ein Wolf im Schafspelz? Tatsächlich, denn wenn beispielsweise ein Bewohner der Favela do Metrô zur Defensoría Pública kommt, um hier sein Leid zu klagen, dann muss sich der Mitarbeiter zunächst an die Stadtverwaltung wenden, um Informationen und Auskünfte zum beklagten Fall einzuholen. Statistiken, Daten, Dokumente. Belegen diese, dass die Klagen des Favela-Bewohners begründet sind, dann wird die Stadtverwaltung der Aufforderung der Defensoría Pública wohl kaum nachkommen. Sie bleiben unbeantwortet.

Diese mangelnde Kollaboration oder besser gesagt, die kalkulierte Unfunktion zwischen den zwei öffentlichen Organen bestätigt mir Francisco Horta Filho, als ich ihn nach dem Grund frage. „Es gibt keine Zweifel, die Stadt möchte unsere Arbeit absichtlich behindern. Wir sind ihnen ein Dorn im Auge. Genau wie die Bürger, die auf ihrem Recht bestehen.“ Francisco kramt Unterlagen hervor, die belegen, dass es von Bewohnern aus der Favela do Metrô bereits 2009 die ersten Klagen gab. „Hier steht, die Betroffenen haben Angst gehabt, sie hatten das Gefühl, dass etwas nicht stimmt und es habe Gerüchte gegeben.“

In erster Linie kritisiert Francisco die Informationspolitik der Stadt gegenüber den Bewohnern. Abgesehen davon, dass sie sehr von oben herab sei, behandle und informiere man die Leute nicht ebenbürtig oder mit der Haltung, dass man sie ernst nehme, sondern mehr wie Menschen zweiter Klasse. „Die Markierung der Häuser mit Sprühfarben, das ist ein Unding. Das ist fürchterlich, zumal niemand den Bewohnern gesagt hat, was es damit auf sich hat“, erklärt er sichtlich wütend. Auch komme es immer wieder vor, dass man die Menschen bewusst anlüge, wenn sie fragten. „Ihr Haus hat noch keinen zugeordneten Straßennamen, das holen wir gerade nach“, heißt es dann.

Ich möchte wissen, ob diese Informationspolitik eine Anweisung aus dem Rathaus sei oder ob schlicht ein Unwissen schon in der Stadtverwaltung anfange. „Sicher ist“, sagt Francisco, „dass es schon innerhalb der Stadtverwaltung nicht transparent abläuft. Von oben nach unten sind die Angestellten immer schlechter informiert. Wenn sie rausgehen, dann wissen sie zwar, was sie zu tun haben, aber nicht mehr warum.“

Francisco ist selbst ein großer Fußballfan. Sein Club ist Fluminense, einer der drei wichtigen Clubs in Rio de Janeiro. Schon oft saß er für Spiele im Maracanã. Dass es dort keine nennenswerten, stadioneigenen Parkplätze gibt, kann er bestätigen. Er hat aber trotzdem keine Erklärung dafür, wie

man als mögliche Alternative für einen Parkplatz auf die Favela do Metrô gekommen sei: „Die benachbarte Universidade Estadual hat große Parkflächen. Sie ist doch direkt nebenan, warum einigt man sich nicht mit ihr?“ Für die Zukunft der Favela do Metrô sieht er schwarz. Ein versprochenes Zentrum für Autowerkstätten und Waschstraßen (s.g. polo automotivo) an gleicher Stelle wertet er als Ruhigstellung und ein leeres Versprechen an die Bewohner.

Man mache es sich einfach, allein die Stadtverwaltung für all die Zwangsräumungen verantwortlich zu machen. Seiner Meinung nach begrüße es auch ein Großteil der besser verdienenden Bevölkerung, wenn die Favela-Bewohner weit weggedrängt würden. Aus dem Grunde gebe es keinen öffentlichen Widerstand oder Reklamationen aus den Reihen des Volkes. „Die Armen in Brasilien sind gut, um zu arbeiten, danach sollen sie sich am besten in Luft auflösen.“

Ihm tut die Situation anscheinend leid. „Ich liebe den Fußball, aber trotzdem hätte ich mir gewünscht, dass die Weltmeisterschaft nicht nach Brasilien gekommen wäre.“

11. Eomar Freitas – ein Widerständler

Die betroffenen Bewohner, die bei der Defensoría Pública Hilfe und Unterstützung erwarten, werden anscheinend von der Politik an der Nase herumgeführt und hingehalten. Das schafft den Beschäftigten der Stadt Zeit und vereinfacht ein ungehindertes Durchsetzen der eigenen Interessen. Auch Eomar Freitas glaubt das. Ich habe ihn bei meinen Besuchen in der Favela do Metrô, entlang der Straßen Rua São Francisco Xavier und Radial Oeste, kennengelernt, denn Eomar betreibt eine kleine Bar direkt an der Straße. Auch er stammt aus dem Nordosten Brasiliens und ist seit über 15 Jahren in Rio. Gemeinsam mit seiner Mutter und seiner Familie bewohnt er ein selbst gebautes Haus mit vier Stockwerken in der Favela do Metrô. Unweit davon befindet sich seine Bar, deren Räumlichkeiten er gemietet hat. Er kann zu Fuß dorthin gehen, seinen Lebensunterhalt verdienen und die Familie ernähren. Mit den Plänen des damaligen Stadtsekretärs für Wohnan gelegenheiten, Jorge Bittar², wäre es damit vorbei. Eomar würde nicht nur sein Haus, sondern auch seine Lebensgrundlage, die Bar, verlieren. Deshalb kämpft er gegen die Zwangsräumung – bis heute.

Die Szenerie ist die einer Geisterstadt. Surreal und unwirklich erscheint das Bild von Eomars einzigem noch stehendem Wohnhaus in diesem Straßenabschnitt. Das schmale, aber hohe Ziegelgebäude ragt wie ein Fels aus der Brandung. Zu allen Seiten liegt Schutt am Boden. Die Überreste der be-

reits abgerissenen Nachbarhäuser. Eomar wurde bisher verschont, weil seine pflegebedürftige Mutter sich rund um die Uhr im Haus aufhält. Das wissen die Behörden.

„Der Kampf ist schwer, denn mittlerweile haben sie uns von der Stadt das Wasser abgestellt, es gibt nicht immer Strom, der Müll wird nicht mehr entsorgt“, sagt Eomar. „Ich fühle mich hier auch nicht mehr sicher, denn es halten sich jetzt sehr dubiose Gestalten hier auf, früher kannte ich jeden, alle meine Nachbarn, da brauchte ich nicht mal die Haustür abschließen. Jetzt werde ich in der Dunkelheit vor meinem eigenen Hauseingang von Fremden angequatscht. Die meisten von ihnen sind Drogenabhängige, die schon lange obdachlos sind.“

Es sind Monate vergangen. Mittlerweile geht es nur noch um die Bar. Sein Haus steht zwar noch, Eomar bewohnt es auch noch immer, aber er weiß schon, dass er zwei Wohnungen im nahegelegenen städtischen Wohnkomplex „Mangueira II“ bekommen wird. Das ist ein Resultat seines unermüdlchen Widerstandes, denn auch Eomar sollte nach Cósmos und zwar mit der Aussicht auf eine einzelne Wohnung. Glücklicherweise ist er nicht über die Entwicklung, „lieber wäre ich hier geblieben in meinem eigenen Haus“, sagt er. „Aber so ist es immerhin mehr als das, was sie uns anfangs angeboten haben.“

12. Minha casa, minha vida

Über eine Stunde benötigt der Zug von der Favela do Metrô bis nach Cósmos. Hier, im Westen der Stadt, wurden im Zuge des staatlichen Programms „Minha casa, minha vida“ (Mein Haus, mein Leben) spartanisch ausgestattete Wohnkomplexe errichtet, in die ab 2010 ehemalige Bewohner der Favela do Metrô zwangsumgesiedelt worden waren. Es traf genau jene von ihnen, denen der Widerstand zu riskant vorkam, die Angst hatten vor den Drohungen der Stadt am Ende ganz leer auszugehen.

Eine von ihnen ist Maria Garcez. Sie wird den Tag nie vergessen, an dem Mitarbeiter der Stadt ihr altes Zuhause vor ihren Augen dem Erdboden gleichgemacht haben. Es war der 4. November 2010. „Wir luden meine Möbel gerade auf den Wagen auf als der Bulldozer die Wände meines alten Hauses einriss“, erzählt sie. Maria ist oft umgezogen seit sie 1963 aus São Luiz nach Rio kam. Sesshaft werden wollte sie zum ersten Mal in der Favela do Metrô, wo sie sich etwas Land kaufen konnte. Ohne fremde Hilfe, von ihrem selbst verdienten Geld.

Alles sei sehr einfach gewesen in ihrem Haus, eigentlich kein schöner Ort, aber trotzdem habe sie sich dort sehr wohl gefühlt. „Ich war schnell im

Stadtzentrum und ich kannte jeden.“ Kein Wunder nach fast 25 Jahren in ihrem alten Haus.

In Cósmos lebe sie sich noch immer ein. Objektiv betrachtet scheint die Wohnanlage von „Minha casa, minha vida“ besser zu sein als die Favela do Metrô. Die Hauswände sind ordentlich verputzt und angestrichen, man erkennt eine architektonische Struktur. In den Favelas bauen die Menschen meist selbst, Architekten und Statiker sind nicht beteiligt. Trotzdem trauert Maria ihrer alten Nachbarschaft hinterher. „Meine Wohnung hier ist toll, so ein schönes Apartment hätte ich mir nie leisten können, aber die Lage ist viel schlechter. Wir haben hier im Umkreis eigentlich nichts. Für Einkäufe, den Friseur, Ärzte oder Apotheken müssen wir ziemlich weit fahren“, sagt die Dame mit den grauen Haaren. Autos besitzen die meisten von ihnen nicht und was bleibt ist ein Bus in die Stadt für umgerechnet fünf Euro pro Fahrt und der bereits erwähnte Zug. „Es ist komisch, man gewöhnt sich an alles“, findet Maria. „Diese Wohnung gehört mir erst offiziell in einigen Jahren, wenn mich bis dahin niemand raus wirft, dann bleibe ich hier und es ist in Ordnung.“

Ein weiterer Aspekt kommt im Westen der Stadt seit einigen Jahren zum Tragen. Es sind die Auswirkungen der bereits angesprochenen Pazifizierung der Favelas in Rio de Janeiro. Wenn die Polizei ein Armenviertel erstürmt, dann gelingt es ihr nicht, die Drogenbosse und Gangmitglieder zu fassen. Ein Großteil flieht und zwar unter anderem in Richtung Westen. Dieses Gebiet liegt vergleichsweise so weit weg, dass es bei der Stadtverwaltung nicht gerade oberste Priorität hat. Außerdem besteht die gesellschaftliche Zusammensetzung der dort lebenden Menschen vor allem aus der Unter- und unteren Mittelschicht, einer Gruppe also, die in Brasilien traditionell vernachlässigt wird. Hier hat es schon vorher dominierende Drogengangs gegeben, weshalb die neue Konkurrenz aus den Favelas des Stadtzentrums und der Südzone ihnen ein Dorn im Auge ist. Es kommt immer wieder zu erbitterten Kämpfen zwischen den verschiedenen Kriminellen, zu Schießereien und terroristischen Akten, wie beispielsweise der Verbrennung von Bussen. Dieser angestiegenen Gewalt sehen sich die umgesiedelten Menschen nun zusätzlich ausgesetzt. Ein Grund, warum Maria Garcez ihre Wohnung nach Möglichkeit gar nicht verlässt.

13. Die Bewohner-Versammlung

107 Familien sind nach Cósmos gegangen. Für die restlichen 600 Familien war das kein akzeptables Angebot und damit keine Alternative. Noch immer haben sie keine verlässlichen Informationen darüber bekommen, warum die Räumung ihrer Favela überhaupt sein muss. Jorge Bittar ließ lediglich in den brasilianischen Medien verlauten, dass die gesamte Region um das Maracanã- Stadion für mehrere hundert Millionen Euro revitalisiert werden solle. Mit der Umsiedelung gebe man den Familien ein würdigeres Leben in besseren Wohnungen. Ein Argument, das auffallend oft genannt wird, ist das der Sicherheit. Plötzlich möchte man die Menschen an den Berghängen und in den Favelas schützen vor möglichen Konsequenzen absackender Erdmassen. Tatsächlich sorgen jedes Jahr aufs Neue heftige Regenfälle für abrutschende Hänge an den steilen Bergen, die Favela do Metrô jedoch liegt ebenerdig und birgt dieses Risiko nicht. Gleiches gilt für geräumte Siedlungen entlang der Avenida das Américas in Recreio dos Bandeirantes. Hier mussten im Zuge von Straßenbauarbeiten der Transcarioca, die bis zu den Olympischen Spielen 2016 fertig sein soll, 500 Familien weichen.

Ich bemühe mich um einen Gesprächstermin mit Jorge Bittar und Mitarbeitern des Sekretariats für Wohnangelegenheiten (SMH). Leider vergebens. Niemand ist bereit, mir Auskunft zu geben oder mit mir zu sprechen.

In älteren Berichten zur Thematik wird Bittar mit der Frage konfrontiert, warum die Stadt Häuser einreißt, während noch Menschen in der Siedlung leben. Er antwortet, dass das die Schuld der ausführenden Baufirmen sei. „Sie werden mit den Ersatzwohnungen nicht schnell genug fertig.“ Man werde die Abläufe verbessern und bis Ende Mai (2013) alle Familien umgesiedelt haben.

Franceleide hat eine Bewohner-Versammlung einberufen. Eingeladen ist auch ein befreundeter Anwalt, von dem sich die Bewohner Auskunft und Tipps erhoffen. Er ist selbst in der Favela do Metrô aufgewachsen und hat eine ganz beachtliche Karriere absolviert. Bei seiner Ankunft wirkt er geschockt. Mittlerweile haben eine Mücken- und Rattenplage die Favela fest in der Hand. Zerfetzte Gardinen wehen aus den zerschlagenen Fensterscheiben und kleine Kinder spielen im Dreck. Im Haus der Bewohnervereinigung gibt es nicht genug Stühle, die meisten, die gekommen sind, stehen. Ihre Mienen sind versteinert, der Gesichtsausdruck meist wütend.

Franceleide eröffnet die Versammlung und hat zunächst eine Neuigkeit, die sie verkünden möchte: „Ich habe mich noch zweimal mit Leuten von der Stadt getroffen.“

Mittlerweile haben sie in Aussicht gestellt, dass wir auch Wohnungen in

Triagem und Manguera I und II bekommen könnten.“ Ich staune, dass sich niemand so richtig freut, denn eigentlich lässt sich diese Nachricht als großer Erfolg ihres friedlichen Widerstandes werten. Triagem liegt ungefähr fünf Kilometer von der Favela do Metrô entfernt, der Wohnkomplex Manguera I und II nur einen einzigen Kilometer. Verglichen mit Cósmos ist das eine große Verbesserung, zumal das Objekt in Manguera eigentlich gar nicht für die Umsiedler gedacht war, sondern als Anlage für Brasilianer der Mittelschicht.

Es wird deutlich, dass es nicht das ist, was die Bewohner möchten. Schöneren Wohnungen oder ein bewachtes Condomínio, wie es für viele Brasilianer üblich ist. Sie wollen behalten, was ihnen gehört und wofür sie hart gearbeitet haben. Deshalb soll der Anwalt ein Schreiben ausarbeiten. Darin soll es vor allem auch um die Regelung ihrer Autowerkstätten und Betriebe gehen. Die Stadtverwaltung hat den Bewohnern die Errichtung eines „Parque Linear Automotivo Metrô-Manguera“, kurz „polo automotivo“ genannt, in Aussicht gestellt. Praktisch sollen die Automobilbetriebe in neue Geschäftsräume einziehen, die gebaut werden sollen. Damit wolle man die Gegend um die Favela do Metrô zu einem Zentrum für Autoservice werden lassen. Für die Betreiber hieße das aber auch, dass sie hohe Mieten bezahlen müssen. Jetzt läuft das meistens unter der Hand. Viele haben Eigenbesitz, andere mieten von Bekannten und Nachbarn. Rechnungen werden grundsätzlich nicht ausgestellt, Steuern nicht bezahlt und sogar der Strom ist vielfach angezapft und mit sogenannten „gatos“⁴ versehen.

Es kommt während der Versammlung zu wilden Diskussionen. Nur wenige glauben, dass es den „polo automotivo“ wirklich geben wird. Die meisten halten ihn für einen Bluff seitens der Stadtverwaltung. Außerdem gibt es Auflagen. So soll jeder Geschäftsbetreiber einen Kurs bei der SEBRAE machen. Diese Institution bietet Unterstützung bei der Unternehmensführung kleiner und kleinster Betriebe an. „Das ist ja alles schön und gut, aber wer verdient in der Zeit denn das Geld?“, fragen die Anwesenden. Die Versammlung dauert länger als drei Stunden. Als sie zu Ende ist, ist auch Francieleide fertig mit den Nerven. Man sieht ihr an, dass Druck auf ihr lastet. Gerne würde sie für alle das Beste herausholen, das erwarten die Menschen von ihr. „Wenn ich das nicht schaffe, dann bin ich die Dumme“, seufzt sie. Es sei nicht leicht, es mit Politikern aufzunehmen. Sie habe mit Eduardo Paes gesprochen, sei in seinem Büro gewesen. „Der Mann hat mich mit seinen Worten so verunsichert und so klein gemacht. Ich kann doch gar nicht so sprechen wie er“, erzählt sie beinahe ängstlich. „Die wissen genau, wie sie mit den kleinen Leuten sprechen müssen, damit wir uns nicht mehr trauen irgendwas zu sagen.“

14. Romário

Einer, der sich gern auf die Seite der „kleinen Leute“ stellt, ist Romário. Mittlerweile arbeitet der ehemalige Weltfußballer als Abgeordneter im brasilianischen Nationalkongress von Brasília. Aber er lebt noch immer in Rio de Janeiro. Für beide Städte hat er eine zuständige Assistentin, die Presseanfragen prüft und koordiniert. Wer es jedoch schon mal versucht hat, der weiß, dass Romário dafür bekannt ist, Interviewanfragen von ausländischen Journalisten erst ins Unendliche hinauszuzögern und dann meist abzusa-gen. Der Grund ist einfach: Ausländische Publikationen bringen ihm keine Wählerstimmen in Brasilien. So jedenfalls scheint es Romário seit 2010 zu sehen.

Er ist bei vielen Wählern beliebt, weil er kein Blatt vor den Mund nimmt. Mal kritisiert er öffentlich das Nationalidol Pelé, mal die FIFA. Das trauen sich nur wenige. Selbstverständlich also, dass vor der nächsten Weltmeisterschaft in Brasilien viele Journalisten Fragen an ihn haben. Um die ausländischen Korrespondenten in ihrer schier aussichtslosen Lage, jemals ein Interview bei Romário bekommen zu können, zu unterstützen, hat die Associação de Correspondentes de Imprensa Estrangeira (ACIE) ein Kollektiv-Interview mit Romário vereinbart, das zufällig in die Zeit fiel, in der ich in Rio de Janeiro war. Eine Stunde lang wolle Romário sich, in den Räumlichkeiten der ACIE in Rio de Janeiro, Zeit nehmen für die interessierten Journalisten aus aller Welt. Schnell habe ich mich angemeldet und kurz darauf bekam ich eine Bestätigungsmail. Endlich, die Sache schien geritzt. Das Interview war für 14 Uhr anberaumt. Um bloß nicht im Verkehrschaos von Rio stecken zu bleiben, fuhr ich schon um elf Uhr los. Drei Stunden Anfahrt sollten reichen. Andere Kollegen waren extra aus São Paulo hergeflogen. Uns alle erreichte mittags eine E-Mail des Präsidenten der ACIE. Ich saß noch im Bus, war fast am Treffpunkt angekommen. Einige Kollegen stiegen gerade ins Taxi ein, andere verließen den Flughafen in Rio de Janeiro Richtung Zentrum – und die ganz pünktlichen Kollegen warteten schon in den Räumen der ACIE.

„Der Abgeordnete hat soeben aus Gründen der Unpässlichkeit das Interview abgesagt“, stand in der Mail. Ich war entsetzt und vor allem schon fast da! Deshalb schaute ich eben bei der ACIE vorbei. Was ich vorfand, waren schimpfende und erzürnte Kollegen. Ich konnte sie gut verstehen und war mindestens genauso wütend. Nach einem ganzen Tag für nichts und wieder nichts im Stau und auf der Straße, setzte ich mich zu Hause an den Computer, um herauszufinden, was denn Romário so unpässig gemacht hatte. Vielleicht stand es ja irgendwo. Einer langen Recherche bedurfte es nicht. Schon bei Facebook wurde ich fündig: Da hatte der Abgeordnete ein Foto

gepostet, beim Kaffeetrinken mit zwei Freunden. Das war der Grund für seine „Unpässlichkeit.“

Also versuche ich es beim FIFA-Sprecher des örtlichen Organisationskomitees LOC in Rio de Janeiro, Saint-Clair Milesi. Er hat einen der schwierigsten Jobs, weil er versuchen muss, die vielen Brandherde in der öffentlichen Wahrnehmung zu löschen. Der PR-Chef ist normalerweise fürs Schönreden zuständig. „Wir sind auf dem richtigen Weg. Die Dinge entwickeln sich gut. Die WM wird Brasilien voranbringen“, das sind die Sätze, die man meistens von ihm liest.

Wir machen einen Termin aus, der in seinem Büro stattfinden soll. Die repräsentativen Gebäude der WM-Organisatoren befinden sich im Stadtteil Barra da Tijuca. Die Fahrt aus dem Zentrum dauert Stunden, Rush-Hours gibt es nicht mehr in Rio, denn es ist permanent alles verstopft.

Nachdem ich mich bei diversen Empfangsdamen ausweisen musste, gelange ich schließlich bis in die Bürogebäude, doch von dem FIFA-Sprecher keine Spur. Er sei in ein anderes Büro gezogen, sagen mir die Mitarbeiter der FIFA. Dort rufe ich an, aber niemand antwortet. Auch E-Mails, die ich später direkt an Saint-Clair Milesi adressiere, bleiben unkommentiert.

15. Sven dos Santos – Der Immobilienmakler

Mehr Verlass war auf meinen nächsten Gesprächspartner. In der Avenida Prado Junior, im Herzen des berühmten Stadtviertels Copacabana, hat der Deutsche Sven dos Santos Büroräume angemietet. Hier betreibt der selbstständige Immobilienmakler seit 2004 eine Agentur. Er vermietet und verkauft Wohnungen in der Stadt. Das Schild „Agência Heidelberg“ fällt gleich ins Auge. Eine vertraute Vokabel mitten in Rio. Sven dos Santos, der den brasilianischen Nachnamen seiner Frau angenommen hat, kennt den Immobilienmarkt sehr genau. Es scheint, als habe er auf das richtige Pferd gesetzt, als er entschieden hatte, sich an den Spekulationen mit den begehrten Quadratmetern dieser Stadt zu beteiligen. Angefangen hatte alles mit der kommissarischen Verwaltung fremder Wohnungen im Namen der Eigentümer. Mittlerweile kauft und verkauft Sven dos Santos auch selbst. Die Entwicklung der letzten Jahre war in Rio de Janeiro gewaltig:

„Die erste Veränderung ist, dass sich der Preis vervielfacht hat, die zweite Veränderung ist, dass mittlerweile auch die Mittelschicht in die Favelas geht auf Grund dessen, dass die einfach gut gelegen sind, du bist gleich am Strand und eine Alternative zu diesem Preis findest du nur weit außerhalb von Rio, zum Beispiel in der Zona norte. Dann braucht man an die Copacabana eineinhalb Stunden. Früher gingen die Leute da nicht hin, weil es

einfach gefährlich war, weil der Drogenhandel da regiert hat, aber das ist mittlerweile auch vorbei. Also du brauchst dir keine großen Sorgen mehr zu machen, du siehst keine bewaffneten Leute mehr auf der Straße frei herumrennen, insofern ist die größte Sorge da auch weg und das ist die Hauptveränderung“, beschreibt Sven dos Santos die Situation. Als idealtypisches Beispiel nennt er die Favela Vidigal, die in direkter Nachbarschaft zum Nobelpviertel Leblon liegt.

Hier lebt Marcelo dos Santos. Er ist in Vidigal aufgewachsen und ist heute der Präsident der Vereinigung der Bewohner von Vidigal. Mit den Verbesserungen in seiner Favela kamen auch die Investoren, die Ausländer, Künstler und wohlhabende Brasilianer aus der Mittelschicht. „Nach der Befriedung ist es schlimmer geworden mit fremden Leuten, die hier leben möchten. Es gibt viele Kaufanfragen, sehr viele. Es ist jetzt zwar sicherer hier, die Polizei ist da, die städtischen Einrichtungen können sich hier entfalten. Vidigal ist ein privilegierter Ort geworden, mit dem schönen Ausblick über den Strand. Dadurch sind aber auch die Mieten gestiegen. Mit den minimalen Löhnen der Bewohner hier lässt sich das nicht mehr bezahlen. Es gibt Schilder auf denen steht: Nur an Ausländer zu vermieten. So weit ist es schon gekommen“, sagt er. Ihm selbst wurden schon mehrfach Kaufangebote für sein Haus in der Favela gemacht. Das Fünffache von dem Preis, den er früher einmal für sein Haus bekommen habe. Doch er will bleiben. „Die aktuelle Immobilienknappheit in Rio sorgt dafür, dass die Leute in die Favelas kommen und kaufen. Ich weiß, dass ich mit dem Geld anderswo nichts Besseres bekommen würde. Ich verkaufe nicht.“

Unter anderem das brasilianische Fernsehen (TV Globo) berichtete, dass nur vier Städte im Schnitt weltweit teurere Hotelpreise haben als Rio de Janeiro und zwar London, New York, Paris und Venedig (Quelle HPI). Das wohlgermerkt im Vorfeld der Fußball-Weltmeisterschaft 2014. Während der Mega-Veranstaltung wird der Quadratmeterpreis in der Stadt am Zuckerhut so hoch sein wie noch nie.

Rein geschäftlich kann Sven dos Santos sich freuen, aber seine Sicht auf die Dinge ist differenzierter. Die Situation der Favela-Bewohner, der so genannten C-Klasse, schätzt der Immobilienmakler folgendermaßen ein: „Ich denke, dass viele Leute, die ein Haus dort haben, die Favela verlassen werden, weil sie den guten Angeboten einfach nicht mehr widerstehen können. Die haben damals die Häuser für 15.000 Reais gekauft oder selbst konstruiert und können sie heute für 100.000 Reais verkaufen. Für die C-Klasse ist das viel Geld. Viele werden sicherlich auch verjagt.“

Wenn du immer 200 Reais an Miete bezahlt hast und dein Nachbar, der wahrscheinlich Gringo ist, plötzlich 1.000 bezahlt, dann ist klar, dass der Immobilienbesitzer auch irgendwann deine Miete erhöhen will. Die alten Mieter können sich das dann nicht mehr leisten. Sie müssen gehen.“

Als Hauptgrund für diese Entwicklung sieht Sven dos Santos die Olympischen Spiele und die Fußballweltmeisterschaft. Aber es gibt noch weitere Faktoren, die die horrenden Immobilienpreise in Rio de Janeiro erklären: Zum Beispiel werden die Zinsen nach und nach gesenkt, das Finanzieren von Immobilien wird immer leichter gemacht. Das erhöht neben der Tatsache, dass in der Südzone nichts mehr konstruiert werden kann, sicherlich die Nachfrage. Das Angebot ist limitiert, gleichzeitig zieht es immer mehr Menschen nach Rio de Janeiro.

Auf meinem Weg durch Vidigals Straßen fällt mir ein Second-Hand-Laden schon von Weitem auf. Er gehört der Brasilianerin Ellaine, die auch seit ihrer Geburt in Vidigal lebt – in bescheidenen Verhältnissen. Sie kann die Beschwerden und Kritik ihrer Nachbarn nicht verstehen. Im Gegenteil, einer Gentrifizierung kann sie nur Positives abgewinnen: „Die Leute, die hierher kommen, bringen doch auch Geld mit, wenn sie hier kaufen. Für uns wird es doch dann nicht schlechter, sondern besser. Außerdem bringen sie ganz neues Leben rein. Das ist Evolution, hier ändert sich was, das war doch immer so. Die Leute wollen keinen Fortschritt, bloß nichts Neues. Ich sehe nur Gutes neuerdings in Vidigal“, sagt sie.

16. Mangueira I und II

Franceleide hatte „Glück“ beim Losverfahren. Die angekündigten Wohnungen in Mangueira I und II wurden angeblich ausgelost, weil nicht für alle Bewohner dort Platz ist. Wer übrig bleibt und diesmal leer ausgegangen ist, den möchte die Stadt nach Triagem schicken. 40 Familien sind davon betroffen. Ihre Wut richtet sich nun auch gegen Franceleide, weil sie nichts getan habe. So lange sie noch in der Favela do Metrô leben, will auch Franceleide dort wohnen bleiben. „Je mehr Familien nun gehen, desto schwieriger wird es für die Letzten“, sagt sie sichtlich müde von drei Jahren Widerstand.

Ich darf Franceleide zur Schlüsselübergabe für ihr Apartment begleiten. Es hat die Nummer 106 und misst etwa 60 Quadratmeter für vier Personen. So lerne ich den Wohnkomplex Mangueira I und II auch zum ersten Mal aus der Nähe kennen. Bisher konnte ich ihn nur aus dem Fenster sehen, wenn der Zug dort vorbeigefahren ist. Eine deutsche Firma hat Solarkollektoren

gespendet und installiert. In die ersten Solarplatten auf dem Dach hat schon jemand Steine geworfen. Sie sind kaputt. Francecleide geht über das Gelände. Es gibt einen gemeinschaftlichen Grill, einen kleinen Spielplatz für die Kinder, ein paar angepflanzte Bäume und Parkplätze. Alles in allem macht das pastellfarbene gestrichene Hochhaus auf mich einen besseren Eindruck als die Favela. Die Lage ist gut, genau wie vorher. Trotzdem ist Francecleide nicht glücklich. Sie hat sich abgefunden mit ihrem Schicksal, aber wie jemand, der einen Triumph errungen hat, wirkt sie nicht.

Ähnlich steht es um Eomar Freitas. Auch er wird nach Mangueira II ziehen, hat dank seines Widerstandes sogar zwei Wohnungen bekommen, eine für seine Familie und eine in Mangueira I für seine kranke Mutter. Auch war sein Haus in der Favela do Metrô mit vier Stockwerken besonders groß, was die Behörden schließlich dazu brachte, ihm zwei Wohnungen zuzusprechen.

248 Familien sind bereits in der zweiten Phase der Räumung nach Mangueira I umgesiedelt worden. Für sie standen weitere einschneidende Veränderungen an: Strom und Wasser werden in den Wohnkomplexen offiziell abgerechnet. Es kommen nun zwei- bis dreimal so hohe Nebenkosten auf die Bewohner zu als in der Favela, wo die meisten die Leitungen illegal anzapft hatten. Normalerweise sorgt das für Unmut bei den Bewohnern, obwohl man darüber diskutieren kann, ob es gerechtfertigt ist, einfach Strom- und Wasserleitungen anzuzapfen...

Auch Eomar vermisst in Mangueira I und II das nachbarschaftliche Gefüge aus vertrauenswürdigen Personen. Viele Menschen, die jetzt unmittelbar neben ihm wohnen, kennt er nicht. „Ich komme nachts mit einem mulmigen Gefühl nach Hause, weil ich nicht mehr weiß, wer wer ist“, sagt er.

Wie es mit seiner Bar weitergeht, das steht noch in den Sternen. Noch verteidigt er sie, zumal er die Erfahrung gemacht hat, dass sich sein Widerstand gelohnt hat. „Es ist sehr kräftezehrend und ich habe auch keine Lust mehr, aber was bleibt mir anderes übrig?“

Francecleide ist mit ihrer Wohnungsbesichtigung in Mangueira II am Ende. Unten beim Portier gibt sie die Schlüssel wieder ab. Noch zieht sie nicht um. Zu Fuß gehen wir die paar hundert Meter zurück zu ihrem Haus in der Metrô. Der riesige Müllberg mit toten Hühnern, Spritzen und Hausrat am Eingang der Favela scheint immer größer zu werden. „Viele von uns haben die meiste Zeit ihres Lebens hier verbracht, wir haben unsere Häuser, sind hier zur Schule gegangen oder zur Arbeit und dann kommt jemand und sagt, wir haben kein Recht mehr hier zu leben“, sagt Francecleide und bleibt stehen. „Ich hätte nie gedacht, dass ich das sagen würde, aber ich bin bereit zu gehen.“

Das hier ist nicht mehr unsere Gemeinschaft wie sie einmal war, es ist unerträglich geworden und das zu sehen, tut sehr weh.“ Ihr Handy klingelt.

„Ach die, die wollen wissen, welche Wohnungsnummer ihnen in Manguera zugewiesen wurde.“ Francecleide geht ran und holt die Liste aus dem Haus der Bewohnervereinigung. Auf ihr stehen alle zugewiesenen Apartments mit Nummer und Familiennamen.

Auch die Bewohnervereinigung sieht mittlerweile erschreckend aus. Schimmel an den Wänden, die Tür kaputt, es fehlen Möbel. Wenn Francecleide nach Manguera zieht, möchte sie auch den Posten als Präsidentin der Bewohnervereinigung abgeben. Nildo wird ihn übernehmen. Er ist der Einzige, der sich für das Amt noch interessiert, allerdings wird er kaum jemanden repräsentieren.

17. Comitê Popular

Der amerikanische Stadtgeograph und Gastprofessor, Christopher Gaffney, begleitet die Entwicklung der Favela do Metrô seit 2010. Gemeinsam mit seinem brasilianischen Mitstreiter, Gustavo Mehl, gehört Gaffney zum Comitê Popular, einer Organisation, die sich in Brasilien im Zusammenhang mit den bevorstehenden Megaevents für Demokratie, Wohnraum und Bürgerrechte einsetzt. Gaffney gehört zu den wichtigsten Stimmen der aktiven Protestbewegung in Rio de Janeiro. Im Fokus ihrer Kritik steht das Milliardengeschäft mit den internationalen Sportveranstaltungen, die Misswirtschaft und Korruption der Politiker und Funktionäre. Sie kritisieren das schlechte Gesundheits- und Bildungssystem, die marode Infrastruktur, ein heruntergekommenes Transportwesen, zu hohe Ticketpreise im Nahverkehr, geringe Löhne, Wohnungsnot und Preiswucher in den Metropolen.

Vom 10. bis 12. Dezember fand in Rio die Veranstaltung „Metropolização e Megaeventos“ statt und zwar in den Räumlichkeiten des anfangs erwähnten Clube da Engenharia. Das Seminar befasste sich mit den Konsequenzen der Weltmeisterschaft und der Olympischen Spiele in den brasilianischen Städten. Christopher Gaffney beschreibt urbane Konflikte und geht auch auf das Beispiel Favela do Metrô ein. Was wie eine Verschwörungstheorie klingt proklamiert er als Gewissheit: „Es gehört zur gängigen Praxis der Stadtverwaltung, korrupten Bewohnern einer Favela Geld zu bieten, damit ihre Häuser ganz zu Anfang einer Räumungsaktion direkt zerstört und abgerissen werden können. Die Bewohner verschwinden vorher und werden nie mehr gesehen. Das sorgt bei den verbleibenden Bewohnern für Angst und erzeugt enormen psychischen Druck“, so Gaffney. Dass es am Ende ein beachtlicher Teil der ehemaligen Bewohner der Favela do Metrô geschafft hat, ordentliche Wohnungen in Manguera I und II zu bekommen, wertet Gaffney als großartige persönliche Leistung von Francecleide.

Wir sprechen über Gentrifizierungsprozesse und der Geograph aus Texas verweist auf unterschiedliche Ursachen für die Gentrifizierung in Rio de Janeiro. Als Beispiele nennt er den Einsatz der UPP, die eine Gentrifizierung in Favelas wie Vidigal überhaupt erst möglich gemacht habe. Im Falle der Favela da Providencia war die Gentrifizierung eine klare Ansage der Politik als man den Entschluss fasste, die Hafengegend im Rahmen des Projektes „Porto maravilha“ zu revitalisieren. Die Immobilienblase, wie Gaffney sie nennt, sorgt für eine einigermaßen natürliche Gentrifizierung, die Mittelklasse-Stadtteile wie Flamengo und Botafogo plötzlich auch attraktiv mache für die obere Mittel- und Oberschicht.

Dass in den Favelas einige Häuser tatsächlich nach den darin verbauten Ziegelsteinen bewertet werden, kann Christopher Gaffney belegen. Der Grund dafür ist, dass die Stadt das Land nicht als Eigentum eines Käufers anerkennt, weil die ersten Landbesitzer sich illegal daran Besitz verschafft haben sollen. Es gibt also keinen offiziellen Grundbucheintrag und auch, wenn später Geld geflossen ist, erkennt die Stadt dies nicht als Kaufpreis für den Grund und Boden an, sondern lediglich für das am Haus verbaute Material.

18. Vila Autódromo

Ein weiteres Beispiel für eine sagenhafte Zwangsumsiedelung ist die Siedlung „Vila Autódromo“. Sie soll im Zuge von Baumaßnahmen für die olympischen Stätten abgerissen werden, damit Platz für Schnellstraßen und Gebäude entsteht. Erstaunlich ist, dass das britische Unternehmen AECOM, unter anderem involviert bei der Planung der Olympischen Sommerspiele in London, in seinem Modell die Vila Autódromo „verschont“. Trotzdem besteht die Stadtverwaltung darauf, dass sie weg müsse. Auch hier regt sich seit einiger Zeit Widerstand, der mit dem Gewinn des Deutsche Bank Urban Age Awards 2013 einen beachtlichen Triumph feierte. Das Projekt „Plano Popular Vila Autódromo“, eingereicht von Bewohnern der Favela, sieht die Urbanisierung statt eines Abrisses vor und erhielt dafür eine Siegpriämie von 80.000 Dollar.

Trotzdem kündigte die Stadtverwaltung an, dass im Februar 2014 mit den Umsiedelungen in den Parque Carioca begonnen werde. 278 Familien seien davon betroffen und nur 30 von ihnen seien nicht einverstanden. Professor Dr. Carlos Vainer vom Instituto de Pesquisa e Planejamento Urbano e Regional (Ippur) hofft, dass der Award neue Bewegung in die Widerstandsbewegung bringt. „Wo die Bewohner hinsollen, gibt es keine Schule, kein Krankenhaus und der Transport ist sehr viel schlechter als dort, wo sie jetzt

sind. Außerdem ist die Entfernung zu ihren Arbeitsstellen deutlich größer“, gibt er zu bedenken und spricht von einer „Degradierung der Lebensbedingungen“.

19. Letzte Runde

An diesem Tag war ich das letzte Mal in der Favela do Metrô. Mittlerweile sind nur noch 40 Familien übrig. Der größte Teil, weil er nicht weg kann. Es fehlen nötige Dokumente, wie beispielsweise ein ganz normaler Personalausweis oder eine Registrierung. Die vierte Runde der Zwangsumsiedlung sieht als Ziel einen noch zu entstehenden Gebäudekomplex in Triagem vor. Bis dahin müssen die Bewohner ausharren.

Franceleide empfängt seitdem keine Journalisten mehr. Sie hat sich einen Job gesucht und geht arbeiten. Wenn sie Feierabend hat, dann hat sie Feierabend. Anders als vorher.

Seit kurzem ist Nildo Sprecher der Bewohnervereinigung. Vielleicht ist er noch hier, wenn ich wiederkomme. In jedem Fall wird es dann nicht mehr so aussehen wie heute. Auch dort, wo bis vor kurzem die Einwohnerversammlung getagt hat, im Haus der „Associação dos Moradores da Comunidade do Metrô“, steht nur noch eine Ruine. Mittlerweile sieht es aus, wie nach einem Bombenangriff in einer vom Krieg zerstörten Stadt.

20. Fazit

Die Geschichte der Favela do Metrô, sie ist noch nicht zu Ende. Zurück in Deutschland lese ich am 9. Januar 2014, dass es am Vortag zu einer Demonstration und gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Polizisten und Bewohnern der Favela gekommen sei. Grund war der Abriss von weiteren zwölf Häusern, teilweise noch voll ausgestattet und mit persönlichen Gegenständen der Bewohner darin.

Nach meiner sechswöchigen Recherche-Reise bin ich sicher, dass die aktuelle Situation das Resultat einer jahrzehntelangen Vernachlässigung und Misswirtschaft seitens der Stadtverwaltung gegenüber der bedürftigen Bevölkerung ist. Es sind außerdem Auswirkungen einer von bau- und immobilienwirtschaftlichen Interessen angetriebenen Politik, ausgeführt von korrupten Akteuren.

Das alles versucht man unter dem Vorwand angeblich notwendiger Maßnahmen für das Gelingen von Megaevents wie der FIFA Fußballweltmeisterschaft und der Olympischen Sommerspiele zu rechtfertigen.

Neben diesen besorgniserregenden Erkenntnissen bleibt aber auch eine wichtige positive Feststellung: Das Beispiel der Favela do Metrô hat gezeigt, dass ein mutiger Widerstand, angetrieben durch persönlichen Einsatz und Engagement, durchaus erfolgreich sein kann. Eine Gruppe ohne Lobby, ohne Macht und finanzielle Möglichkeiten hat den einflussreichen Akteuren innerhalb und hinter der Stadtverwaltung von Rio de Janeiro die Stirn geboten und ihnen zuvor kaum vorstellbare Zugeständnisse abgerungen.

Vermutlich gibt es im Vorfeld der Großveranstaltungen in anderen brasilianischen Metropolen, wie São Paulo, vergleichbare Vorgänge und Gentrifizierungsprozesse. Daher ist es gut möglich, dass das Beispiel der Favela do Metrô nur die Spitze des Eisbergs ist. In ganz Brasilien sollen es mehrere Millionen Familien sein, die zwangsumgesiedelt werden.

21. Danke

Das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung hat mir ermöglicht, Rio de Janeiro in einer Zeit des Umbruchs zu besuchen. Dieser Umbruch, möglicherweise sogar der Aufbruch in eine neue Qualität brasilianischer Demokratie, strahlt aus auf ganz Brasilien. Umso spannender waren die Eindrücke, umso lehrreicher die Gespräche mit den Menschen vor Ort. Sie haben mich oftmals teilhaben lassen an ihrem persönlichen Schicksal. Ich konnte miterleben, wie und für was sie kämpfen. Ich konnte erleben, was passiert, wenn man mutig ist und was passiert, wenn man Angst hat. Mir wurde bewusst, was alles getan wird, damit eine ganze Gesellschaft in Angst lebt und sich fürchtet. Vor brutalen Polizisten, dreisten Dieben, Androhungen der Stadtverwaltung und den eigenen Nachbarn.

Vielen Dank Ute Maria Kilian für die fürsorgliche Betreuung, die Geduld und das Engagement. Auch bei den ehemaligen und anderen Stipendiaten der Heinz-Kühn-Stiftung, die jederzeit bereit waren, ihre Erfahrungen und Tipps weiterzugeben, möchte ich mich herzlich bedanken.